

# Der Zölibat von der Ehe her gesehen\*

Eine theologische Betrachtung

Elmar Klinger, Münster

Es gibt Themen in der Theologie, die zunächst nur sehr indirekt mit dem eigentlichen Glaubensgut zusammenhängen und daher im Raum der großen Traktate auch praktisch nie zur Sprache kommen, die aber dennoch das christliche Leben unmittelbar berühren und so unter Umständen große Bedeutung gewinnen für den Glauben der Kirche.

Solche Themen, so nebensächlich sie aus einer abstrakten Sicht anmuten, rücken oft ganz plötzlich in den Mittelpunkt theologischer Auseinandersetzung und erhalten dann paradigmatisches Gewicht. An ihnen werden, gewissermaßen auf einem Nebengeleise, Dinge durchgefochten, die in Wirklichkeit viel Zentraleres betreffen. So behandelt heute fast keine Dogmatik mehr den Bilderstreit, und doch beschäftigte dieses Thema ein ganzes Konzil und wurden daran die Christologien gemessen. Der Ablaß spielt bestimmt eine sehr unbedeutende Rolle, vergleicht man ihn mit anderen Phänomenen der Bußgeschichte, und doch wurde er zum Anlaß der Reformation. Daß man die eucharistischen Gestalten aufbewahren, öffentlich verehren und in Prozession herumtragen kann, hat mit dem Grundvollzug des Glaubens nur sehr indirekt zu tun, und doch wurde dieses Tun Gegenstand einer kirchlichen Definition.

Es soll hier nicht behauptet werden, der Zölibat besäße heute den gleichen oder einen ähnlichen Stellenwert. Aber immerhin: auch er ist – als Randphänomen – heiß umstritten und gehört doch in den unmittelbaren Aussagebereich der Theologie.

Ich bin dabei der Ansicht, daß die ganze Frage sich in erster Linie gar nicht an die offizielle Kirche richtet, obwohl sich die heutige Diskussion hauptsächlich mit dem sogenannten „Amtszölibat“ beschäftigt, sie richtet sich zunächst an die eigene, und zwar theologische Existenz, und es geht darum, ob ich in meiner Situation an diesem Punkt anfangen und Ernst machen will mit dem christlichen Leben; denn darüber sind sich ja alle

---

\* Diese Ansprache wurde als Meditation am 22. 5. 1968 vor den Priestertheologen des Collegium Borromaeum in Münster gehalten, nachdem sie vorher in einem kleineren Kreis durchdiskutiert und erarbeitet war. Sie erhebt nicht den Anspruch, das Thema erschöpfend zu behandeln, sie möchte nur – vielleicht bloß am Rande – einiges Bedenkenswerte äußern.

einig, daß die Ehelosigkeit nach der Schrift ein äußerst positiver und in sich sehr christlicher Weg ist, den Glauben praktisch zu vollziehen.

Es muß doch immerhin zu denken geben, daß kein theologischer Entwurf, von den Zeiten des Neuen Testamentes angefangen bis herauf in die Gegenwart, Jesus selbst in Zusammenhang mit einer Ehe bringt. Wäre jedoch die Ehe tatsächlich das schlechthinnige Modell für den christlichen Glauben, dann müßte man sich Jesus ganz anders denken, vielleicht im Rahmen einer Großfamilie, wie Abraham, umgeben von vielen Kindern bis ins soundsovielte Geschlecht. Warum klingt schon diese Vorstellung so lächerlich und so wenig ihm gemäß? Offenbar, weil er diesen Rahmen durchbrochen hat. Jesus wirkt, so wie ihn das Neue Testament darstellt, nicht durch die physische Multiplikation, sondern durch die Einmaligkeit seiner Existenz, durch das Wort, mit dem er sich Gehör verschafft, durch sein Leben, das er in die Waagschale wirft, durch das Feuer, das in ihm brennt und ihm keine Ruhe läßt.

Man kann das Problem natürlich nicht mit dem Hinweis auf seine „Gottessohnschaft“ erledigen; denn zum einen setzt die Verbundenheit mit Gott die Möglichkeiten des Menschen erst wirklich frei und steht ihnen deshalb nicht im Weg – zu behaupten, Jesus hätte als „Gott“ keine Ehe führen können, ist schlicht und einfach Monophysitismus und vom Standpunkt des Glaubens bare Mythologie –, und zum andern lebt Jesus Christus gerade so den Zölibat. Aus der Natur der Sache, und das heißt aus „dogmatischen“ Gründen, wird daher die Ehelosigkeit im Christentum hochgeschätzt; denn Glauben heißt ja Gleichgestaltung mit seiner Existenz. – Man sieht, wie an einem nebensächlichen Beispiel zentrale theologische Gehalte ins Blickfeld rücken können.

Wie immer man aber auch zu solcher Argumentation steht, dort wo der konkrete Einsatz und die reale Verwirklichung des christlichen Lebens auf dem Spiel stehen, muß man in jedem Fall aufhören, gelehrt über die Aussagen der Schrift und ihre verschiedenen Lebensmöglichkeiten zu sprechen. Die Frage lautet hier nur, ob man selbst einen bestimmten Weg beschreiten will und in der Lage ist, an diesem Punkt tatsächlich zu beginnen. Wo sie entschieden ist, verliert die Theorie an Interesse und fängt das Leben an, das Leben mit seiner grausamen Eindeutigkeit und einfach zunehmenden Faktizität, wird man konfrontiert mit den Realien und entstehen die eigentlichen Fragen. Hier erst sieht man sich gestellt, gibt es keine Ausflucht mehr, muß man einfach antworten mit seinem Leben. Mir scheint, nur im „Ernstfall“ kann man über den Zölibat sinnvoll sprechen.

Dann allerdings kommen auch die Fragen: Ist der Priester in seiner zölibatären Situation nicht ein hoffnungsloser Einzelgänger, ein Individualist, der sich am Eigentlichen des christlichen Lebens vorbeidrückt? Hat

er nicht sein Personsein an eine Institution verkauft? Kann er sich noch, entsprechend seinen Anlagen und Kräften, entfalten?

Man sagt, die Ehe sei der Hort des Personalen. Das lässt sich auch gar nicht bestreiten. Denn in der Ehe wird Leben gezeugt, wohnt man auf engstem Raum zusammen, gibt es im eigentlichen Sinn Intimität.

Dennoch sei zu fragen erlaubt: Von woher gelingt die gute Ehe? Wo erreicht sie ihre Vollendung? Wie steht sie zum Ganzen des menschlichen Lebens? Wodurch kann sie ohne Verkürzung mit der doch offensichtlichen Pluralität des Personalen fertigwerden? Es gibt ja nicht nur zwei Menschen in einem Leben, sondern viele, und auch die vielen fordern ihren eigenen Tribut. Der Mensch kann sich nicht nur mit der „Familie“ begnügen, er braucht gerade darin auch noch einmal das Andere, das den familiären Bereich übersteigt. Wie aber wird er damit in seiner ehelichen Beziehung fertig? Wird die Ehe nicht speziell unter den heutigen Verhältnissen, angesichts der steigenden Pluralität personaler Beziehungen, nicht einer fast unerträglichen Belastungsprobe ausgesetzt, und droht sie nicht gerade von da aus zu zerspringen?

Die Frage lautet deshalb heute nicht: entweder Ehe oder Zölibat; diese Alternative scheint mir aus vielen Gründen überholt, sie geht von einer romantisch-idyllischen Betrachtungsweise der menschlichen Möglichkeiten in einer heutigen Ehe aus. Die eigentliche Frage zielt heute auf den gefährdeten Bestand der christlichen Ehe selbst, die als Einehe ebenso wie der Zölibat und unabhängig von aller Naturgegebenheit ein sehr wenig selbstverständliches Phänomen geworden ist.

Offenbar spielt in jeder Ehe das Nichtintegrierbare eine wesentliche Rolle. Der Alltag, die Kinder, die Gesellschaft, in der man lebt, der Beruf, den man ausübt, dies alles beeinflusst das konkrete gegenseitige Verstehen und erzeugt Spannungen, die nicht wieder aufzuholen, sondern einfach hinzunehmen und zu ertragen sind. Man könnte von daher sagen, jede Ehe enthält ein zölibatäres Element, ein Element, das sich sozusagen nicht wieder selbst „verheiraten“ lässt, das aber christlich durchaus personal verstanden werden will.

An diesem Punkt scheitern denn auch die meisten Ehen, und sie müssen scheitern, wenn sie ihre Nullstrecke nicht personal durchstehen können. Diese Strecke kommtt unausweichlich; denn die Ehe kann sich gar nicht „in der Welt“ vollenden, sie stößt notwendig auf dieses nicht integrierbare Element, sie kommtt an einen Punkt, wo einfach nur mehr die Treue gilt, und je mehr sie diesen Punkt auszuschalten versucht, desto schwerer wird sie an ihm tragen. Konsequent müsste man deshalb eigentlich sagen, die Ehe, da sie sich nie ganz vollenden kann, ist von Anfang an nur ein Torso und von daher in jedem Fall aufzulösen.

Warum kann man aber christlich und vom katholischen Selbstverständnis der Ehe her nicht so argumentieren? Weil der christliche Glaube und die christliche Personalität im Nichtintegrierbaren (und das heißt im Kreuz) noch einmal ihre eigentümliche Chance und spezifische Weite erfahren. Das bedeutet, die Unaufholbarkeit des konkreten Lebens, seine Desintegriertheit, gehört ebenfalls zu den inneren Momenten der christlichen Ehe selber. – Ihre Vollendung läßt sich nicht in der Fortsetzung einer naturalen Integration denken. Das von ihr Verschiedene gibt ihr ihre eigentümlich personale Chance. Sie selber, könnte man sagen, setzt das Nichtintegrierbare frei, um daran die eigenen personalen Möglichkeiten zu erfahren. Der Zusammenhalt wird erst dann auf die Probe gestellt, wenn er im Raum der unendlich pluralen Welt sich bewähren muß.

Bezeichnet man nun mit Zölibat diejenige Lebensform, die im Rahmen des wesentlich auf Ehe bezogenen, weil geschlechtlich strukturierten Da-seins des Menschen genau diese Unerreichbarkeit vollendeter Integration aufgreift und darin eine spezifische Chance des Heils erblickt, dann muß der Zölibat, vom Wesen her, in unmittelbarem Zusammenhang mit der christlichen Ehe selber stehen. Er trägt von innen her zu ihrer Vollendung bei, insofern er die zwischenmenschlichen Beziehungen auch dort noch im vollen Sinn ernst nimmt, wo die eheliche Liebe aufhört und dennoch die christliche noch lange nicht am Ende ist.

Der Zölibat tritt zur Ehe nicht in Konkurrenz, sondern zeigt ihr eine Lebensmöglichkeit noch dort, wo an sich alle Möglichkeiten zu Ende sind. Er bewahrt sie vor der vordergründigen Alternative, entweder zerbrechen oder in mittelmäßiger Spießbürgerlichkeit erstarren zu müssen. Er läßt die Ehe nicht nur nicht auf sich beruhen und in sich selber schwingen, sondern setzt im höchsten Maß diejenige Gegebenheit als positives Element in Rechnung, an der gewöhnlich alle Vitalität zerschellt. Der Zölibat ist die innere (katholische?) Form des Ausbruchs aus dem Establishment. Er zeigt höchstes Interesse und höchsten personalen Einsatz selbst noch dort, wo sonst jede Personalität ihre Grenze hat.

Von seiner eigenen Beziehung und seinem eigenen Verhältnis zum Sexuellen her, und nicht spiritualistisch, muß er ursprünglich gesehen werden. Er besitzt deshalb nicht nur eine zufällige, sondern innerlich notwendige Bezogenheit auf die Ehe, wenn anders diese ebenfalls ursprünglich mit dem Bereich des Sexuellen zu tun hat und sich darin personal vollziehen muß.

Das Sexuelle liegt nicht neben dem christlichen Leben, sondern gehört zu seinen eigentümlichen Möglichkeiten, es wird daher auch nicht verdrängt, sondern im Blick auf die komplexe Wirklichkeit noch einmal in je verschiedener Weise spezifisch gelebt.

Die Ehe scheint mir deshalb höher geschätzt, wenn es auch den Zölibat gibt, weil sie dann in ihrem eigenen, und das heißt geschlechtlichen Bereich noch einmal zum Ausdruck bringt, daß sie ganz vom Anderen lebt, und zwar auch noch dort, wo vor ihren Augen der Andere entschwindet.

Umgekehrt läßt sich aber auch der Zölibat nur vom Wesen einer christlichen Ehe aus verstehen; denn wäre sie selber nicht das Allgemeine und Allumfassende, dann könnte er gar nicht zum intimsten Bereich des Menschen gehören und lebensstiftend wirken. – Die Ehe ist seine transzendentale Bedingung, und man versteht, warum und wie ihr sakramentaler Charakter sich auch auf ihn bezieht und er selber in diesem Bereich keine eigenständige Bedeutung hat.

Die Ehe allein kann ihre immanen Schwierigkeiten aus sich selbst nicht meistern. Sie löst sie jedoch christlich dann, wenn das von ihr Verschiedene noch einmal im radikalen Sinn zu ihr selbst gehört und sie ihr eigentliches und immanentes Wesen im von ihr Verschiedenen erreicht. Man könnte auch sagen, am konkreten Beispiel zeigt sich hier, wie im praktischen Leben Gnade und Natur verschiedene Größen sind und beide in ihrem äußeren Zueinander sich dennoch innerlich bedingen.

Das hier Erhobene ist allerdings nur sinnvoll, wenn das ehelose Leben auch konkret in seine Tiefe vordringt und seine Möglichkeiten ausschöpft, indem es zeigt, daß Zwischenmenschlichkeit auch in der Distanz ertragen werden kann und im Unpersönlichen und Nichtintegrierbaren noch einmal höchste Personalität, Gnade, Gott selber anwesend ist.

Schrankenlos sich auf den Anderen hin vollziehen, selbst den privaten Bereich noch einmal zum Einsatz bringen, die Menschen dort zusammenführen, wo sie hoffnungslos entzweit sind, Personalität im Raum der Entfremdung zeigen, das heißt zölibatär leben. Wenn das nicht christlich ist! Nur ein Sophist kann hier behaupten, es sei dabei Heidentum am Werk.

An dieser Stelle ist nicht der Ort, den Zusammenhang zwischen Zölibat, der ja immer ein mönchisches Ideal gewesen ist, und Priestertum, das doch offenbar mitten in der Welt steht, aufzuzeigen. Das II. Vatikanum sagt, daß beides nicht schlechterdings und von seinem Begriff her schon zusammenfällt. Für unsere Überlegungen ist das allerdings auch nur von sekundärer Bedeutung; denn hier ging es nicht um ein abstraktes kirchliches Gesetz, auch nicht um bloße Möglichkeiten, die ebenfalls noch existieren, sondern um das Positive dieses einen Weges, der eben selbst auch dann noch sinnvoll und im höchsten Maß christlich wäre, wenn die rechtliche Entwicklung einen ganz anderen Verlauf genommen hätte. Daß sie mit dem Priestertum aber nicht in einem inneren Zusammenhang stünde, kann man nach der hier aufgezeigten Gegebenheit mit bestem Willen nicht behaupten.